

**Kategorie I**  
Jahrgänge 1991–1994



Julian Brunner, 1992

**Der Zerfall der weggeworfenen Freiheit**  
oder Der schwarze Tiger von Herrn B.

Der schwarze Tiger, ständiger Begleiter von Herrn B., springt im Dickicht der Nacht auf einer Mauer, unweit von seiner spartanischen Gartenbehausung entfernt, rhythmisch auf und ab. Sein exzessives Gehopse scheint niemanden zu stören, und so sieht er keinen Grund, um aufzuhören mit seinem frivolen Treiben. Immer, wenn Herrn B.s Tiger den höchsten Punkt eines Sprungs erreicht, kann er sein Herrchen erblicken, das sich im Wohnzimmer einige unausgefüllte Stunden mit dem Fernseher vertreibt. Die Augen des Tigers aber sind nicht blind. Sie sehen die dicken Tränen in den Augen des Herrchens. Herr B., ein dicklicher, von Haar- ausfall heimgesuchter, schweineäugiger Mann von dreiundvierzig Jahren, hat am Morgen sein Testament verfasst.

Herr B. ist in Nabel aufgewachsen, einer aus dem Boden gestanzten Neubausiedlung von der Art, wie sich der Durchschnittseuropäer eine solche Siedlung vorstellt. Reihenhäuschen, ein Dorfplatz und unzählige Bälger mitsamt ihren Kleinbürgereltern, so was ist hier gemeint.

Obwohl Herr B. alle Kinderpflichten inklusive Käfersammeln, Fussballspielen, Clubeintritt, Clubaustritt, Velohelm- und Schulobligatorium erfüllt hatte, wurde er nie von der gesellschaftlichen Maschinerie erfasst.

Bis Herr B. vier Jahre alt war, hatte er einen Freund, seinen Nachbarn Baschke. Baschke war Börsenmakler. Doch dann kam der Krieg. Und der Krieg machte sogar aus Baschke, dem notorischen Anzugträger, einen Landsmann. Einen toten, schlussendlich.

Und so stand Herr B. alleine da. Die Beziehungen zu den Eltern oder auch zu anderen Mitmenschen langweilten ihn, und mehr und mehr versank Herr B. in seiner eigenen riesenkleinen Welt. Nach aussen hin verhielt er sich den Regeln des Anstands gemäss und wurde mit der Zeit erwachsen – unbemerkt. Es schien niemanden gross zu interessieren, dass Herr B. der Siedlung, kaum war er volljährig, den Rücken zukehrte und in die Stadt zog.

Dort versuchte er sich als kleiner Baschke, schlüpfte in den Nadelstreifenanzug und damit in die Rolle des Langweilers. So sollte er jahrelang leben, im Anzug und in der Routine versunken. Und diese berüchtigte Routine veränderte langsam, aber stetig Herrn B.s Art zu denken. Sie zog ihn immer mehr aus seiner Fantasiewelt. Erbarmungslos nahm sie ihn aus seiner tagträumerischen, eigentlich schönen Welt, die er sich in der Kindheit erschaffen hatte. Herr B. liess sein jugendliches Gedankengut im Stich. Ja, es kam so weit, dass er eine Frau kennenlernte und sich mit ihr vergnügte. Zwei Jahre darauf konnte Herr B. eine Hochzeit und eine Beförderung feiern. Seine Eltern meldeten sich wieder bei ihm, ganz erstaunt, in welcher interessanten, langweiligen Richtung sich das schon verloren geglaubte Söhnchen entwickelt hatte.

Ja, die Familie B. kaufte sich ein Eigenheim, ein schönes Herrenhaus am Stadtrand, das erste Kind war schon auf dem Weg. Herr B. war gut für die Arbeit, und die Arbeit war gut für Herrn B. und seine Familie. Und so vegetierten die B.s vor sich hin, folgten Einladungen und kauften jeden Samstag mit dem Auto ein.

Jahre später, Herr B. war mittlerweile achtunddreissig und seine Familie zu viert, war ein Zoobesuch angesagt. Die Familie gliederte sich in den Besucherstrom ein und sah sich die tierischen Bewohner des Gartens mit mässigem Interesse an. Vorbei an den Bären, durch das Aquarium und das Reptilienhaus schafften es die B.s noch Hand in Hand, schon bei den Nilpferden jedoch waren die Kinder nicht mehr zu halten.

Sie stürmten davon in Richtung der Flussgiganten. Und so spazierte das Ehepaar B. zu zweit weiter, ein Auge immer auf die Kinder gerichtet. Herr B. und seine galant gekleidete Ehefrau passierten die niedlichen Erdmännchen, die aufgeweckten Wölfe und die mysteriösen Luchse, bis sie schliesslich das Raubtierhaus betraten. Das Gebäude war im Kolonialstil gebaut worden und nun sicher schon hundert Jahre alt.

Die Kinder stürmten gerade lachend hinein in das mit Menschen überfüllte Haus, als Herr B. seine Kindheit erblickte. Ein riesiger schwarzer Tiger lag im kleinsten Gehege des Hauses ganz alleine da, unbeachtet von allen Besuchern. Herr B. bemerkte, dass in ihm etwas im Gange war, etwas Ungeohntes. Er liess die Hand seiner Frau los und lief entschlossen zum Gehege des faszinierenden Tieres, das sich nun aufrichtete und seinen mächtigen Blick auf Herrn B. richtete, der inzwischen, über den Boden hinwegschwebend, sein Ziel fast erreicht hatte. Als er beim Tiger angekommen war, hatte sich dieser schon zum Zaun begeben, wartend auf seinen Besucher. Die zwei so unterschiedlichen Individuen schauten sich lange in die Augen, bis Herr B. nicht länger konnte, da die seinigen völlig mit Tränen überquollen waren.

In diesem Moment begriff er, was mit ihm geschah. Seine Jugend, die er sich in seinem Kopf künstlich erschaffen hatte, da ihm die Realität der Neubausiedlung nicht genügt hatte, und die er schlussendlich doch gegen ein Spiesserleben eingetauscht hatte, stand in diesem Moment vor ihm, stark und real.

Der schwarze Tiger schloss innerhalb von Sekundenbruchteilen die Augen, öffnete sie wieder und nahm sich ein Herz. Er setzte sich in Lauerstellung hin, atmete tief und hörbar ein – und sprang. Der Tiger sprang über den Zaun hinweg und landete direkt neben Herrn B., der das Schauspiel mit einem herzlichen Lachen vertonte. Herr B. setzte sich auf den Rücken seines Tigers und spürte schon vor der sich anbahnenden Flucht, wie sehr sie harmonierten, die Seelenverwandten. Und so schossen sie davon, ohne sich auch nur einmal umzudrehen. Hätten sie dies getan, hätten sie wohl bemerkt, dass seltsamerweise kein Mensch Notiz von ihrer Flucht genommen hatte. Nicht einmal Herrn B.s Familie hatte sich nach ihnen umgedreht.

So zogen die zwei ihre Runden um den Planeten Erde, begegneten diesem und jenem, sahen den Himalaya von

weit und nah, tauchten tief ins Meer und stiegen hoch in die Lüfte; immer im zweisamen Einverständnis. Die ganze Reise hindurch fühlte sich Herr B. wie in einem Traum, an seine Familie musste er nicht ein einziges Mal denken. Doch dies soll kein Reisebericht sein, sondern vielmehr eine Erzählung der tragischen Ereignisse, die sich zutun sollten, alsbald den zwei ungleichen Verbündeten die Reiselust vergangen ward.

Herr B. und sein schwarzer Tiger waren schon lange unterwegs, als sie müde wurden. Müde von ihrem ewigen Herumreisen und ihrer Freiheit. Herr B. plünderte sein Bankkonto und kaufte sich ein Einfamilienhaus, in das er mit seinem Tiger einzog.

Der neue Hausbesitzer und sein Tiger entwickelten eine seltsam normale Alltagsroutine. Sie lebten vor sich hin und in Zermürbung hinein, doch keiner der beiden Seelenbrüder bemerkte, dass ihre Zeit davonschlich, ohne dass sie jugendgemäss Gebrauch von ihr machten. Das ungleiche Paar lebte völlig isoliert, Herrn B.s Familie wagte nicht den Versuch, den an seine Jugend verloren gegangene Vater und Ehemann zurückzugewinnen. Es vergingen Monate und Jahre, und mit jedem weiteren Tag, den Herr B. und sein schwarzer Tiger zusammen verlebten, wurden die beiden eine Elle weiter in ihr imaginäres labyrinthisches Luftschloss katapultiert. Ein Luftschloss mit einem Fundament aus Jugend, Einigkeit und Traum, das Herr B. sich mit seinem Tiger aufgebaut hatte.

Doch im Aufstiegs- und Isolierungsprozess vergassen die beiden die Wurzeln ihrer Zusammenkunft. Herr B. fand wieder Gefallen an der Bequemlichkeit der Routine. Und wie es sich für einen alltagsbehafteten, anständigen Bürger gehört, sperrte er sein Tier in seinen Garten, steckte es in eine Hütte. Der schwarze Tiger war erst traurig, dann hatte er Mitleid mit seinem Herrchen, denn dieses gab sich nun wieder inbrünstig dem Inhaltslosen hin. Herr B. vergass den Ursprung seiner aktuellen Lebenssituation. Ja, es kam

der Tag, an dem er vergass, seinen schwarzen Tiger zu füttern, sich rasierte und ausging. Dann verfasste er sein Testament. Nur so. Man kann ja nie wissen.

Herr B. sitzt in seinem Sessel vor dem Fernseher und weint. Er weint sinnlose, schwache Tränen, hervorgerufen durch Tragödien in seiner Lieblingstelenovela. Das sieht der schwarze Tiger. Er, der Erhabene, springt nun nicht mehr. Er hat sich in Richtung Mond gedreht und sieht in die Welt hinaus. Er begreift, dass Träume und Jugend nicht als Fundamente dienen können. Sie sind nur Wegbereiter. Die Jugend ist unnütz, falls man sie nicht fortlebt, und Träume werden verschwommen und zuletzt zerbrochen, wenn man sich ihnen nicht dauerhaft hingibt. In diesem Moment erfasst der schwarze Tiger alles. Zu viel. Da kommt sie. Die grosse, runde, traurigste Träne, direkt aus dem weitsichtigen Auge des Tigers. Bedeutungsvoll tropft sie langsam und schön auf den Mauerboden. Sie zerplatzt, wirbelt Staub auf und gräbt sich weit in den Boden hinein. Da beginnt die Erde zu beben. Sachte und doch stark bewegen sich die Mauern, und alles steht vor dem Zerfall. Der schwarze Tiger wirft noch einen letzten Blick auf – ja, auf was?

Auf das Trugbild der Träume, auf die zerfallene Jugend und die in der Schublade versorgte Freiheit. Dann springt er in weiten Sprüngen davon. Die Pfotenabdrücke, die er zurücklässt, werden von der Erde aufgeessen, alles erzittert, zerfällt und wird zu kaltem Traumstaub.



Pascal de Courten, 1992

## **6 x 6 Meter der Freiheit**



Es ist siebzehn Uhr dreiundvierzig an einem Sonntag im Jahre 1968. Der Wachmann des Zellenblocks 3 E steht vor mir und stellt mir nur noch die Frage: «Na, bist du so weit, Champion?»

Mein Name ist Wright Phoenix, und das ist meine Geschichte.

Es ist schon eine Weile her, dass ich noch getrost sagen konnte, ich sei ein freier Mann, doch als dies noch der Fall war, war ich ein berüchtigter Delinquent aus Brooklyn. Ich wurde wegen Mordes zu lebenslanger Haft ins Staatsgefängnis von New York verbannt und befinde mich zurzeit im neunten Jahr. Vor drei Jahren begann ich, an den Gefängnisboxkämpfen teilzunehmen, und seit exakt 245 Tagen bin ich der unbesiegte Champion. Heute ist es wieder einmal so weit. Wie jeden Sonntag ist um achtzehn Uhr der grosse Wochenkampf. Ich bin motiviert, denn schliesslich will ich auch nach 35 Wochen noch ungeschlagen bleiben.

Ich nehme also meine Handschuhe und folge dem Wachmann in den Gefängnishof, wo sich die übrigen Insassen bereits eingefunden haben. Es ist nicht der Gedanke, jemandem die Visage zu polieren, der mich zum Boxen motiviert, sondern der Gedanke, für einen Moment wieder das Gefühl zu haben, frei zu sein. Auf den knappen sechs mal sechs Metern Fläche habe ich die Möglichkeit, zu tun und zu lassen, was ich mag. Ich habe wieder das Gefühl, jemand zu sein, wenn mir Dutzende Männer applaudieren und mich anfeuern.

Es geht also los, die Glocke ertönt und ich stehe einem rothaarigen Schotten gegenüber, der mich bereits zum vierten Mal herausfordert. Wir liefern uns einen harten, aber fairen Kampf, und wie schon letzten Sonntag, kann ich den Kampf durch K.o. gewinnen. Als der Ringrichter meine Hand in die Höhe hält, kann ich nur noch den Jubel der Häftlinge wahrnehmen. Ich fühle mich frei wie ein Adler, wenn ich da oben stehe und den Triumph auskostete, doch schon kurze Zeit später kehre ich wieder auf den Boden der Realität zurück, oder besser gesagt in die Zelle 322 E.

Es ist echt schwer, sich damit abzufinden, dass man für den Rest seines Lebens an diesem gottverlassenen Ort einsitzen muss, doch ich habe es mir ja selber zuzuschreiben. Solange ich gesund bin und jeden Sonntag wieder für einen Moment an der Freiheit schnuppern kann, bin ich der glücklichste Insasse in diesem Gefängnis. Denn wir alle hier drin wissen, wie es ist, gefangen zu sein, doch den kurzen Moment der Freiheit kennt nur der Mann im Ring.



Teresa Eiche, 1994

## **Was soll das heissen?**



Regentropfen prasseln auf die Strasse, und Wolken verbergen die Sonne. Ich wiege meinen Kopf zwischen meinen Schultern hin und her und sehe den Menschen zu, die sich nicht zuhause verstecken. Ich sitze auf einer Bank mitten in der Altstadt, umgeben von Altbauten und Kleingeschäften, einzelnen Bäumen und Taubenschwärmen, und warte *darauf*. Ich warte auf *das*. Als sich mein Kopf auf die linke Schulter wiegt und ich doch noch meinen Regenschirm aufspanne, passiert *es*.

Ein Mann liegt vor einem Geschäft, ringt nach Luft und wird von Menschen umkreist.

Ich stehe auf und gehe in eine kleine Seitenstrasse, welche menschenleer ist und fast ganz von der Dunkelheit verschlungen wird. Ich höre meine Schritte auf den Pflastersteinen, bis sich die Bodenstruktur ändert und ich auf geteertem Boden gehe. Ich stosse auf eine Hauptstrasse, die ich entlanglaufe. Eine braune Bank, die neben einzelnen Parkplätzen steht, wird zu meiner neuen Sitzgelegenheit. Es dauert ein paar Minuten, bis ich mich hier wohl fühle. Ich schlage meine Beine übereinander und warte auf *das*. Nachdem eine weibliche Brillenträgerin mit braunen Haaren und einer braunen Jacke an mir vorbeigegangen ist, passiert *es*.

Ein gewaltiger Blitz lässt einen Baum auf die Strasse fallen. Ein rotes Kleinwagengefährt, in dem sich die Wolken spiegeln, rast mit voller Geschwindigkeit und ohne Vorahnung in das grosse Ungetüm.

Ich stehe auf und gehe in die entgegengesetzte Richtung. Eine Frau mit einem Fragebogen in der Hand läuft frontal auf mich zu. Ein lauter Knall, gefolgt von einem Schrei, lässt die Frau zu Boden sinken, und eine dunkelrote Lache bildet sich.

Ohne meine Schritte zu verlangsamen, gehe ich die Strasse weiter und lasse den Fragebogen unausgefüllt hinter mir. Ich lasse meinen Schirm von einer Windböe davontragen und eile auf einen Mann zu. Seine Augen sind schwarz pigmentiert, genauso wie seine Haare. Sein Blick ist auf

den Boden gerichtet, und er scheint beinahe unsichtbar. Kurz vor ihm bleibe ich stehen und starre ihn an. Es passiert *das*.

Als er meinen Blick erwidert, schiesst eine Hand in meinen Körper und reisst mir mein Herz entzwei.

Ich bin zurück, habe *das* hinter mich gebracht und werde von neuer Sehnsucht überrollt. Ich möchte zurück, vielleicht zu *ihm*.

Das heisst *es*.





Stephanie Hoch, 1992

## **Der Arme in der Öllampe**



Im alten Orient stand einmal ein fabelhafter und wunderschöner Palast, darin hauste ein alter König mit seiner Gemahlin und ihren drei gemeinsamen Söhnen. Nach Ende ihrer Kindheit waren diese zu stattlichen Herren herangewachsen, und allesamt erfüllten sie ihre Eltern mit Stolz. Es verging mit diesem Zusammensein die Zeit, und es kam der Tag, an dem der rechtmässige Thronfolger, des alten Königs Erstgeborener, seine Nachfolge antreten musste. Der gegenwärtige Usus verlangte zwingend, dass eine Prinzessin dem Kronprinzen zur Heirat versprochen sein musste. Der alte König konnte in einem einträglichem Geschäft bereits eines Sultans Tochter für seinen Ältesten, Yasir, gewinnen. Yasir war der Freisinnigste unter den Gebrüdern. Somit war für ihn die Tatsache, mit einer ihm unbekanntem Frau verheiratet zu werden, eine stupide Unbegreiflichkeit. Es entschied sich also Yasir, sich der Heirat zu verweigern, um eine Frau suchen zu können, welche sein Herz aus freien Stücken beehrte.

Der alte König, der trotz immer wiederkehrenden, endlos langen Streitgesprächen die Meinung seines Sohnes nicht ändern konnte, erbat Rat von der fähigsten Zauberin des Königreichs. Aus Verantwortungsbewusstsein gegenüber der jahrhundertealten Tradition, konnte er die rebellische Einstellung Yasirs auf keinen Fall dulden. Die Idee der Zauberin, wie sie ihn aus seiner misslichen Lage befreien könnte, war freilich abwegig, jedoch nicht weniger genial. Sie verfolgte den Plan, Yasir in eine Öllampe zu zaubern. Er müsste so den Pflichten eines Kronprinzen nicht weiter nachkommen, und der König müsste ihn nicht wie verlangt bestrafen.

An einem wunderschönen Sonntagmorgen, Yasir war damit beschäftigt, sich in der prachtvollen Grünanlage des Palastes zu belesen, geschah es dann auf einmal. Der Arme, der bis anhin in Unwissenheit fortgelebt hatte, wusste nicht, wie ihm geschah. Er fühlte sich plötzlich vollkommen aufgelöst und schwerelos. Ein dumpfer Aufprall mit seinem Kopf

bereitete diesem heiteren Gefühl jedoch ein jähes Ende. Völlig verwirrt versuchte er, seine Orientierung in dem höhlenartigen Raum, in dem er sich nun befand, wiederzufinden. Es dauerte seine Zeit, bis sich Yasir seines Dilemmas bewusst wurde, denn er fand weder Leiter noch Strick, mit denen er sich aus dieser Gefangenschaft hätte befreien können. Nach monatelangem verzweifelterm Versuchen und Hoffen, eine Erklärung für das Geschehene zu finden, musste er sein neu ausgelegtes Schicksal schlicht hinnehmen.

Während seines unendlich scheinenden Aufenthalts versuchte er, durch fantasievolle Gedankenspiele dem Wahnsinn zu entkommen. Er stellte sich vor, wie sich die Aussenwelt, seine Brüder und seine Eltern verändert haben mussten. Am meisten half dem Prinzen aber der Gedanke an die Liebe. Immer und immer wieder stellte er sich seine persönliche grosse Liebe vor. Sie hatte diese wunderschönen smaragdgrünen Augen, und ihr zierliches Gesicht erstrahlte durch ihr warmherziges Lächeln. Sie war eine Frau voller Liebenswürdigkeit und Freude. An diesen Träumen konnte sich der Prinz festhalten. Doch es verging die Zeit, und immer mehr versank der Arme in der Öllampe in Einsamkeit.

Eines Tages aber geschah plötzlich etwas Verwunderliches. Yasir döste ein wenig vor sich hin, als sich die Lampe plötzlich zu bewegen begann. Es rumpelte fürchterlich, und der Prinz wurde an die Decke, die Wände und den Boden geschleudert. Alles um ihn herum verschwamm vor seinen Augen. Yasir konnte sich diesen Zustand nicht erklären. Doch was wirklich geschah, war Folgendes: Ein Bande von raublustigen Halunken überfiel eines Nachts des Königs Palast, um dessen wunderbare Schätze zu stehlen. Dabei entdeckten die Banditen auch die Wunderlampe des Prinzen. Sie war so herrlich und wunderschön, dass sie sie sogleich einsteckten. Klammheimlich machten sich die Banditen im Morgengrauen mit dem frisch erworbenen Diebesgut aus dem Staub und traten die Reise zurück in

ihr Dorf an, welches sie nach drei Tagen schliesslich erreichten.

Es war einige Zeit vergangen, als Yasir wieder zu Bewusstsein kam. Sein Kopf tat fürchterlich weh, und das Schütteln in seinem Kopf dauerte weiterhin an. Der Prinz kam zum Schluss, dass er krank sein musste und fand sich mit der Erkenntnis ab, dass seinem Leben wohl der baldige Tod bevorstand. Traurig war er nicht. Er fühlte nichts mehr. Nach der elenden und qualvollen Isolation in der Öllampe war es für den Prinzen eher eine Erlösung.

Es entging daher seiner Aufmerksamkeit, dass das Schütteln und Schaukeln in seinem Kopf völlig unerwartet ein Ende nahm. Erst dieses Gefühl in der Magengegend liess ihn aufhorchen. Der Eintritt seines Todes musste angefangen haben, dachte sich Yasir zuerst. Doch dieses Gefühl kam ihm so vertraut vor. Zu vertraut, als dass es dem Prinzen hätte Angst machen können. Es war dasselbe Empfinden wie damals an jenem Tag, an dem er einst in die Öllampe verbannt worden war. Unverzüglich schlug er die Augen auf, um sich Klarheit zu verschaffen. Doch sein Blick wurde sogleich in den Bann dieser smaragdgrünen Augen gezogen. Sie gehörten einer bezaubernden jungen Frau, welche nun völlig verblüfft vor ihm stand.

Die Frau mit dem Namen Medyneselle hatte die Öllampe zuvor von ihrem Bruder bekommen, welcher natürlich einer der Banditen war. Derart von diesem ihr unbekanntem Ding entzückt, hatte sie es nicht mehr aus der Hand legen wollen. Während sie gedankenlos daran herumgespielt hatte, war das Unfassbare passiert. Die Lampe hatte begonnen, eine undefinierbare Materie auszustossen. Diese hatte sich aber nach und nach zu einer klaren Form verändert. Es war ihr, als ob sie träumte, denn auf unbegreifliche Art und Weise hatte sich aus der Materie vor ihren Augen ein Mann erhoben.

Es war tatsächlich eingetreten, was sich Yasir niemals mehr hätte erträumen lassen. Medyneselle war es gelungen, den Prinzen aus seiner Lampe zu befreien. Dieser wusste in diesem Moment gar nicht, was er denken sollte. Seine Gefangenschaft hatte endlich ein Ende genommen. Mit dieser Erkenntnis breitete sich in Yasir ein enormes Glücksgefühl aus. Endlich konnte er wieder leben!

Und dann war da noch etwas, das ihm in diesem Augenblick klar wurde: die Frau ihm gegenüber war die Frau seiner lang ersehnten Träume. Ihre bloße Anwesenheit reichte, um Yasir um den Verstand zu bringen. Es reichte dieser Moment, um ihm bewusst zu machen, dass sie sein Herz auf ewig besitzen würde. Yasir konnte das nicht verhindern, er wollte auch nicht.

Aber obwohl sich Medyneselle zu diesem ihr bis anhin unbekanntem Mann auf magische Weise hingezogen fühlte, durfte sie seine Gefühle nicht erwidern. Sie musste den Antrag Yasirs, mit ihm zusammen zu sein, ausschlagen. Bereits war sie zur Heirat einem anderen Herrn versprochen. Die Wege der beiden trennten sich folglich bald. Obzwar Medyneselle ein glückliches Leben mit einem anständigen Mann führen durfte, blieb das Herz Yasirs auf alle Ewigkeit gefangen in den Tiefen von Medyneselles smaragdgrünen Augen.



Dilan Karaboga, 1991

## **Befreit und doch gefangen**



Und da stehe ich ... auf einer hohen Klippe und blicke in die Tiefe ... frage mich: «Wie konnte es so weit kommen?»

Ich war erst 22 Jahre jung, als ein etwas älterer Mann mir die entscheidende Frage stellte, die mein ganzes Leben verändern sollte. Die Frage war simpel: Wollte ich wie ein Aussenstehender zusehen, wie ein ganzes Volk zugrundegeht, oder wollte ich mittendrin sein und erleben, wie Millionen von Menschen lernen, ihre Identität nicht zu verstecken und um Akzeptanz zu kämpfen?

Es ging um die Unterdrückung des kurdischen Volkes. Er meinte, man solle endlich mal gegen diese vorgehen können, indem man sich gegen die türkische Regierung stellt. Schlussendlich würde man seinem Volk so etwas Gutes tun.

Auch ich war ein Kurde, der in seinem damals 22-jährigen Leben nie hatte erwähnen dürfen, dass er diesem Volk «zweiter Klasse» angehört. Der in der Schule an seinen Fingerspitzen die harte Kante eines Lineals hatte spüren müssen, weil er kein einziges Wort türkisch sprechen konnte. Der auch seinen eigenen kurdischen Namen ausserhalb seines Dorfes nie hatte erwähnen dürfen.

All die schlechten Erinnerungen und mein benachteiligtes Leben führten mich zu der Entscheidung, der von der türkischen Regierung verbotenen Arbeiterpartei Kurdistans – auch PKK genannt – beizutreten.

Monatelang wurde ich von der PKK ausgebildet. Sie hatten in verschiedenen Dörfern ihre Camps. Da lernte ich beispielsweise, wie man sich im Nahkampf verteidigt, den «richtigen» Umgang mit einer Waffe und wann man diese einsetzen sollte. Letzteres wollte ich eigentlich nie erlernen. Ich wollte eine friedliche Revolution erleben und nicht eine blutige. Daher hatte ich immer einfache Aufgaben innerhalb der Gruppe. Ich war derjenige, der die Menschen von Zeit zu Zeit um Geld erpresste und auch derjenige, der sich an der Propaganda der Partei betätigte.

Und auf diese Art und Weise verlief die Zeit, bis ich das 36. Lebensjahr vollendet hatte.

Nachdem der Druck der türkischen Armee und der türkischen Nationalisten auf die PKK mit der Zeit zugenommen hatte, verloren immer mehr Mitstreiter der PKK in dem schon seit langem bestehenden Konflikt ihr Leben. So versuchte die extremistische kurdische Partei, in kleinen Dörfern um junge Menschen zu werben. Dissidenten wurden überhaupt nicht akzeptiert. Entweder man sagte zu und schloss sich ihr an, oder man musste dem Tod ins Auge sehen. Die Ignoranz der Partei gegenüber der Meinung anderer quälte mich persönlich. Wie kann man so etwas seinem eigenen Volk antun? Wie kann ein Mensch seinen eigenen Bruder töten, nur weil er anders denkt als er? Auch störte mich der Gedanke daran, dass ich 14 Jahre lang auf einem Pfad gelaufen war, der mich keinen Schritt vorwärts gebracht hatte. So stellte ich leider fest, dass sich die Stellung der Kurden in der Türkei kein bisschen verändert hatte.

Ich wollte weg. Weg von der ausweglosen kurdischen Partei. Ich war nicht der erste und auch nicht der letzte. Wie hätte ich ihnen nur sagen können, dass ich nicht derjenige sein wollte, der nur etwas gibt und im Gegenzug nichts bekommt? Der die Arglist nicht mehr tolerieren mochte? Ich wusste, dass die Akzeptanz für meine «differenzierte Meinung» unmöglich war. Gleichzeitig war mir jedoch auch bewusst, dass es kein Ding der Unmöglichkeit war, zu fliehen.

In den nächsten paar Monaten plante ich, bis ins kleinste Detail, meine Flucht. Gemeinsam mit meinen vier Parteigenossen wollte ich mit einem Frachtschiff nach Italien abhauen. Dort angekommen, sollte uns ein Camion in die Schweiz transportieren. Mit Hilfe von einem alten Bekannten wollten wir uns dort dann um Asyl bewerben.

Als der grosse Tag bevorstand, packte ich in der Nacht meine paar Sachen und verliess unser Camp. Völlig unbemerkt



floh ich Richtung Süden, wo ich die anderen vier Kollegen treffen wollte. Die Wanderung bereitete mir grosse Schwierigkeiten, da ich mich in der Dunkelheit nur mit Hilfe des Mondes orientieren konnte. Ich wanderte weiter und weiter, bis ich Schritte zu hören glaubte.

Ich hatte während meiner Reise nicht bemerkt, dass mich jemand verfolgt hatte. Als ich mich nach hinten wandte, sah ich unseren Gruppenführer vor mir. Er richtete eine Pistole auf mich und meinte, dass ich mein ganzes Leben ruinieren würde, wenn ich mich von ihrer Partei ausschliesse. Er drohte mir, dass er mich bei der türkischen Polizei als PKK-Sympathisant verraten lassen würde, und sie mich dann früher oder später finden würden. Er konnte mir kein bisschen Furcht einflössen. Ich drehte mich wieder um und wollte weiterlaufen. Er schrie mir hinterher, dass er abdrücken würde, falls ich noch einen Schritt zu wagen versuchte. Trotz allem lief ich weiter. Ich hörte danach Schritte, die leiser wurden und in der Ferne verschwanden. Als ich mich umdrehte, konnte ich feststellen, dass er sich nicht mehr in meiner Nähe befand. Ab diesem Zeitpunkt wurde mir klar, dass ich erst am Anfang meiner eigentlichen Reise stand...

Ich konnte mir gut vorstellen, in der Schweiz mit einem neuen Lebensabschnitt anzufangen. Ich konnte nicht behaupten, dass ich froh war, meiner Heimat, die ich kennen und lieben gelernt hatte, fern zu sein. Aber ich war um einiges beruhigt, dass ich die Erniedrigung des kurdischen Volkes durch die Türken und zugleich die Böswilligkeit der PKK nicht mehr erdulden musste. Mir wurde die türkische Staatsangehörigkeit entzogen und ein Einreiseverbot für die Türkei ausgehändigt. Dort galt ich als ein gesuchter Terrorist.

Kaum verging ein Jahr, da erhielt ich die schlechte Nachricht. Es war an einem kalten Wintertag, als mich meine Mutter anrief. Schon ihre weinende Stimme bereitete mir Schmerzen, und ich wusste, dass etwas nicht in Ordnung

war. Mein kleiner Bruder sei ermordet worden. Die PKK habe nach meiner Flucht eine Ersatzperson aus meiner Familie gewollt. Als er sich gegen die PKK gewehrt hätte, sei er hingerichtet worden. Ich war wie vom Blitz getroffen. Meine Hände zitterten. Ich spürte den Boden nicht mehr unter meinen Füßen. Ich wollte etwas sagen, konnte aber nicht. Meine Lippen bewegten sich zwar, jedoch brachte ich keinen Ton heraus. Ohne ein Wort gesagt zu haben, legte ich den Hörer auf.

Wie ein Geist schlenderte ich an jenem Tag durch die Strassen, als befände ich mich in einer Leere, ohne nach einem Ziel zu streben. Ich fühlte mich in mir selbst gefangen. Der Schmerz war zu gross, um ihn auf irgendeine Art und Weise zum Ausdruck zu bringen. Ich konnte weder lauthals meine Qual rausschreien noch einfach stumm bleiben. Ich wusste nicht, wie weiter vorgehen und wurde von Schuldgefühlen zerfressen. Nicht mal in die Türkei zurückreisen konnte ich, um mich an der Beerdigung meines geliebten Bruders zu beteiligen und von ihm Abschied zu nehmen.

Tage, Wochen und Monate vergingen, doch hatte mein Leiden kein Ende. Wie war das Sprichwort nochmals? «Die Zeit heilt keine Wunden, man gewöhnt sich nur an den Schmerz.» Nein, dies stellte sich bei mir leider nicht auf diese Weise ein. Ich konnte mich nicht an den Schmerz gewöhnen. Im Gegenteil: er wurde immer grösser und grösser, und ich kriegte das Gefühl, in ihm zu versinken. Ich fühlte mich in die Ecke gedrängt, wo kein Ausweg in Sicht war ...

... Und da blicke ich nochmals in die Tiefe ... Was passiert wohl mit mir, wenn ich da runterspringe? Hört der Schmerz auf? Verschwinden die Schuldgefühle? Oder werde ich einfach noch mehr leiden? – Ich will frei sein ... frei wie der Wind, wenn er weht, und lasse mich in die Tiefe fallen ...





Mahmut Kusoglu, 1992

**Befreit, aber doch gefangen**

Ich sitze zwischen vier Wänden, alleine. Ich sitze zwischen vier Wänden, die mir Schutz vor allem geben. Diese vier Wände umhüllen mein Zimmer – mein Zimmer, meine Höhle. Diese Höhle gibt mir Kraft in diesem riesigen Haus von Zorn und Hass. Ich heiße Fatima und bin Türkin. Mein Vater ist der Herr im Haus und sein Wort hat hier Vorrang.

Es ist Montagmorgen, und schon wieder beginnt ein Tag wie jeder andere. Jeden Morgen verbringe ich damit, zwei Kilometer in die Stadt zu laufen und Brot für das Frühstück zu kaufen. Unterwegs nach Hause beneide ich die Kinder im Dorf, die zusammen spielen und Spass haben. Kaum zuhause angekommen, befiehlt mir mein Vater, ich solle das Frühstück zubereiten. Ich bin es leid, ständig unter seiner Gewalt zu leben. Ich konnte auch nie zur Schule gehen wie die anderen Kinder hier in unserem Dorf. Von klein auf musste ich die Befehle meines Vaters befolgen. Ich will so schnell wie möglich heiraten, um mich von ihm zu befreien. Die Heirat ist die einzige Lösung für die Freiheit.

Letzten Monat ist ein 34-jähriger Mann, der noch ledig ist, in das Nachbarhaus eingezogen. Er ist etwa 1,80 Meter gross, hat kurzes schwarzes Haar, schwarze Augen, ist ziemlich schlank gebaut und hat einen Schnauz. Vor einiger Zeit habe ich bemerkt, dass er mich beobachtet, sei es bei der Wäsche oder beim Putzen der Terrasse. Er ist hässlich – aber ist er vielleicht meine Karte zur Freiheit? Kann er mich von hier wegbringen und mich von diesem Zuhause befreien? Ich weiss es nicht, aber immer wieder frage ich mich, ob sich meine Situation überhaupt verschlimmern könnte.

Gleiches Jahr im Dezember.

Das ganze Dorf ist mit weissem Schnee bedeckt. Ich liebe diese Jahreszeit.

Mein Vater, meine Mutter, meine drei Brüder und ich sitzen um den Kamin und versuchen uns zu wärmen, als es plötzlich an der Tür klopft. Hasan, mit Blumen und Gebäck, der hässliche Mann von nebenan. Was will er?

Er möchte mich heiraten, heisst es einige Stunden später. Ich bekomme Angst und gehe in mein Zimmer, in jenes Zimmer, in dem ich mich am wohlsten fühle. Ich denke nach und entscheide mich, ihn zu heiraten. Trotz des Altersunterschieds von 19 Jahren gehe ich das Risiko ein. Nicht lange, und wir sind verheiratet und ziehen in die grosse Stadt Istanbul.

Alle denken immer, ich wäre Hasans Tochter, aber das macht mir nichts aus. Ich liebe ihn nicht, aber er ist meine Freiheit.

In den ersten paar Monaten bin ich überglücklich, ihn geheiratet zu haben. Ich kann in einer Bäckerei arbeiten, Hasan hilft mir bei der Hausarbeit, und ich bin schwanger.

Nachdem unser Kind zur Welt gekommen ist, kann ich nicht mehr in der Bäckerei arbeiten und muss für unseren Sohn Ali sorgen. Hasan sorgt sich mit der Zeit immer weniger um mich, um das Haus und um unser Kind. Er distanziert sich immer mehr. Er geht am Abend aus mit Freunden und kommt spät in der Nacht nach Hause. Ich erkenne ihn nicht mehr.

Nach knapp zwei Jahren Ehe ist Hasan nicht mehr der Mann, den ich geheiratet habe, der liebenswürdige und anständige Mann, den sich jede Frau wünscht. Er ist wie mein Vater, ja, genau wie mein alter Herr. Er schlägt mich und sagt, eine Frau müsse den Mann immer lieben und bedienen. Das sind seine Worte.

Befreit, aber doch wieder gefangen. Mit 15 Jahren habe ich geheiratet, um frei zu sein. Mit 15 Jahren wollte ich weg aus dem Elend und sah die Heirat als einzige Lösung.

Wir sind noch 20 Jahre verheiratet, bevor er an einem Herzinfarkt stirbt. Ich ziehe meine drei Kinder alleine gross.

Ich war nie frei und lernte dies zu akzeptieren, doch ich wusste immer, dass meine Kinder einmal frei sein würden.





Madeleine Lack, 1992

**Freiheitsstatue**



Als ich aufwachte, wehte ein kühler Windstoss an mir vorüber und es roch nach Salz. Wir hatten vor ein paar Tagen Frankreich verlassen und befanden uns nun auf dem offenen Atlantik. Seit meiner Geburt waren schon viele Tage vergangen und vieles war passiert. Ich war in langer und mühsamer Arbeit aus Eisen und Kupfer gefertigt worden, war nach Angaben der Menschen 46,05 Meter gross und wog 204 Tonnen. Danach war ich auf ein grosses Schiff verladen worden mit vielen kleinen Menschen, welche mich weit fort brachten.

«Die Wetterprognosen für diese Nacht versprechen nichts Gutes, Herr Bartholdi», erklärte ein junger, zierlicher Mann seinem Vorgesetzten. «Viel Regen und ein grosser Sturm werden erwartet. Meinen Sie nicht, wir sollten sie besser anbinden?»

Herr Bartholdi erwiderte: «Das ist eine gute Idee, Herr Eiffel. Rufen Sie die Männer zusammen, und holt die grossen Seile aus der Kabine. Danke für Ihre Berichterstattung.»

Der junge Mann namens Gustave Eiffel bat wie befohlen die anderen Männer auf dem Schiff um Hilfe, und zusammen kamen sie mit schweren Seilen auf mich zu. Ich spürte, wie sie die Seile über meinen gesamten Körper spannten.

«Könnt ihr nicht ein bisschen vorsichtiger sein?», dachte ich im Stillen.

Gustave sagte zu mir: «Schön hier bleiben, ja? Du musst aufpassen, dass dich die Wellen nicht mitnehmen.»

«Wie sollte ich denn nicht hier bleiben? Ich kann mich ja nicht einmal bewegen», dachte ich für mich.

Die Nacht brach herein, und es begann zu winden und zu regnen. Die Wellen preschten an den Bug des Schiffes und Wasser spritzte. Die Männer hatten alle Hände voll zu tun, um das Schiff im Gleichgewicht zu halten. Nur mit Mühe konnten sie das hereinschwemmende Wasser wieder abschöpfen. Gegen Mitternacht wurden die Wellen höher und der Sturm stärker. Das Schiff schwankte durch die starke

Kraft des Wassers hin und her, stärker und stärker. Plötzlich wusste ich nicht mehr, wo oben und unten war. Ich spürte nur eine riesengrosse Kraft, die mich mit voller Wucht ins Wasser warf. Die Seile, welche um meinen Körper gespannt waren, waren gerissen, überall um mich herum befand sich Wasser, und ich sank immer tiefer hinab auf den Meeresgrund.

Endlich auf festem Meeresboden, bahnten sich feine Sonnenstrahlen durch das Wasser zu mir durch. Ich befand mich auf einem Felsen, und rechts von mir war ein tiefer, schwarzer Abgrund. Zum Glück bin ich nicht in die Tiefe gesunken. Nun sah ich zum ersten Mal das wunderschöne blaue Wasser, die Pflanzen und die Fische, welche darin schwammen. Sie schauten neugierig zu mir herüber, hielten jedoch Abstand. Ich beobachtete, wie die farbenfrohen Wasserlebewesen sich bewegten. Diese Schwerelosigkeit faszinierte mich. Wie frei sie im gesamten Atlantik schwimmen können, wo immer sie wollen. Ihnen steht das gesamte Meer zur Verfügung. Da kam ein schöner, gelb leuchtender Fisch auf mich zu. Wie gerne hätte ich ihn angefasst, wie gerne wäre ich mit den Fischen um die Wette geschwommen. So gerne wäre ich durch das sanfte Wasser geglitten. Doch leider konnte ich mich nicht bewegen. Den ganzen Tag lang beobachtete ich die schönen Meeresbewohner, welche sich unter den zarten Sonnenstrahlen bewegten. Langsam verschwand die Sonne, und ich fragte mich, ob ich nun ewig hier unten stehen würde. Was ist mit den Menschen auf dem Schiff geschehen? Werden sie mich wieder aus dem Wasser holen?

Nachdem ich schon zwei Sonnenaufgänge erlebt hatte, näherten sich mir die Meeresbewohner schon vertrauter. Sie setzen sich auf mich, schwammen um mich herum und suchten Schutz hinter mir. Ich hatte mich hier richtig eingelebt, doch langsam wurde mir langweilig. Da ich mich nicht bewegen konnte, war mein Blickfeld sehr einge-

schränkt. Doch nun kam etwas Ungewohntes direkt auf mich zu. Etwas, das ich noch nie gesehen hatte. Es sah aus wie ein Fisch, nur war es aus Metall, mit anormalen, runden Löchern. Als es näher kam, sah ich aus diesen runden Löchern Menschen hinausblicken. Sie zogen Masken an und schwammen aus dem Metallfisch hinaus ins Meer. Es waren nicht dieselben Menschen, welche vor ein paar Tagen mit mir auf dem Schiff gewesen waren. Sie hatten Seile dabei, die sie nun um mich banden. Als ich von vielen Seilen umfasst war, stiegen sie wieder in den Metallfisch und schwammen an die Wasseroberfläche. Ein paar Momente später spürte ich ein starkes Ziehen und wurde emporgehoben. Immer weiter entfernte sich der Fels, auf dem ich tagelang gestanden hatte, und immer kleiner wurden die schönen Fische, denen ich so gerne zugesehen hatte. Je höher mich die Seile zogen, desto mehr blendete mich das grelle Sonnenlicht durch das Wasser hindurch. Nach ein paar Minuten erreichte ich die Wasseroberfläche und sah ein gigantisches Schiff vor mir. Mit einem kranähnlichen Gebilde wurde ich an Bord gehievt. Die Seile wurden nach und nach abgenommen. Da sah ich Gustave auf mich zukommen. Wie froh war ich, ihn zu sehen!

«Na, grosse Dame? Wolltest du schwimmen gehen? Hat es dir da unten gefallen?»

Am liebsten hätte ich ihm von den bunten Fischen und den anderen Meeresbewohnern erzählt. Ich nervte mich so sehr über die Menschen, die mich geschaffen, mir aber keine Sprache gegeben hatten. Zur Ablenkung beobachtete ich die Möwen, die kreischend am Himmel auftauchten. Sie waren echte Flugakrobaten. Sie konnten sogar tauchen und mit ihren Krallen Fische fangen. So viel Freiheit wie ein Vogel hätte ich auch gerne genossen.

Nach mehreren ereignislosen Tagen auf dem Meer rief Gustave plötzlich vom obersten Mast herunter: «Land! Ich sehe Land!» Die gesamte Mannschaft brach in Jubel aus.

Herr Bartholdi rief: «Wir haben es geschafft! Holt den Champagner, darauf stossen wir an!» Gläser klirrten, und die Menschen feierten. Gustave kam zu mir, klopfte mit seinen kleinen Händen auf meine riesige, harte Schulter und meinte: «Nun haben wir es bald geschafft, meine Dame, morgen sind wir in New York.»

Und was wird nun geschehen? Sollte ich nicht ewig auf dem Schiff bleiben? Anscheinend war ich für etwas anderes gebaut worden.

Am nächsten Tag, dem 28. Oktober 1886, erreichten wir nun endlich die Küste. Eine riesige Menschenmenge erwartete uns im so genannten «New York». Noch nie habe ich so viele Menschen auf einem Haufen gesehen! Sie jubelten und klatschten in die Hände, als unser Schiff eintraf. Viele grosse Kräne standen am Hafen bereit. Als wir im Hafen anlegten, stiegen noch viele weitere Menschen aufs Schiff. Zusammen legten sie mich in Ketten und befestigten mich an den Kränen. Gustave kam zu mir und sagte: «Nun ist unsere Reise zu Ende, meine Grosse. Ich hoffe, sie behandeln dich gut.»

«Nein, Gustave, geh nicht!», hätte ich am liebsten gerufen.

Doch wie immer kam kein Ton heraus. Schon bald wurde ich in die Höhe gehoben und auf einen Sockel gestellt. Aus dieser Höhe hatte ich einen gigantischen Überblick über den weiten Atlantik.

An diesem Abend gab es ein grosses Fest, und die Menschen sprachen im Chor: «Auf Lady Liberty!»

«Ach so, ich bin ein Freundschaftsgeschenk von Frankreich an die Vereinigten Staaten», ging es mir durch den Kopf.

Nun stehe ich da und bin die so genannte «Freiheitsstatue». Ein Symbol für Amerika. Ich werde alle Schiffe begrüßen, die in diesen Hafen kommen. Ich sehe das Leuchten in den Augen der Menschen, sehe die Möwen am Himmel kreisen, und einige Wale besuchen mich von Zeit zu Zeit. Wahr-

scheinlich stehe ich bis in alle Ewigkeit auf einem Sockel und kann mich nicht bewegen. Und gerade ich soll das Symbol der Freiheit darstellen?



Nicole Schild, 1994

## **Der beste Tag meines Lebens**

Ich muss zugeben, ich hab nicht viel. Ich lebe mit meiner Mutter und meinen zwei kleinen Geschwistern in der Bronx, New York.

Mit gerade mal 12 hab ich meine erste Zigarette geraucht, mit 13 den ersten Joint. Mein Name ist Lucas, mittlerweile bin ich 17 und am Rande meiner Existenz.

Ich hab keinen Job und geh nicht mehr zur Schule.

Alles, was mich am Leben hält, ist Basketball.

Das bin ich, und das kann ich. Mehr hab ich nicht.

Als ich am Morgen des 29. November aufwachte, hatte ich nicht die geringste Ahnung, dass dieser Tag über mein Leben entscheiden würde.

Es war der Tag des grossen Spiels, und vielleicht die einzige Chance, die ich je bekommen würde, es zu etwas zu bringen.

Wie gewöhnlich bereitete ich mir und meinen Geschwistern das Frühstück zu. Rührei und Speck gab es an diesem Tag – ein Festmahl. Meine Mutter war längst weg, und ich erwartete, sie nicht vor Mitternacht wiederzusehen. Es würde niemand kommen, um mir zuzuschauen, aber das spielte keine Rolle. Solange ich auf dem Platz war, brauchte ich auch niemanden. Ich wechselte meine Probleme gegen das Spiel aus – ein fairer Tausch, finde ich.

«Zuhause ist kein Ort, Zuhause ist ein Gefühl», hatte mir mein Grossvater einmal gesagt. Seitdem ist der Platz mein Zuhause. Dort fühle ich mich frei.

Ich verbrachte den Morgen wie in Trance, gedanklich bei dem entscheidenden Spiel.

Ich wusste, dass ich das Zeug dazu hatte. Aber wen interessiert schon irgendein sozial isolierter Junge aus der Bronx?

Zugegeben, ich war etwas nervös.

Als Ablenkungsmanöver begleitete ich meinen kleinen Bruder zu Fuss in den Kindergarten und traf mich dann mit Miles, meinem besten Freund, im Park. Man

könnte sagen, wir sind wie Brüder mit zwei verschiedenen Müttern.

Miles ist gleichzeitig meine schlechtere und meine bessere Hälfte. Uns verbindet viel, na ja, eigentlich nur Basketball, aber das ist alles, was ich habe. Wir redeten nicht viel, wir warfen nur ein paar Körbe und dachten still über das anstehende Turnier nach.

«Hast du schon mal darüber nachgedacht, was passiert, wenn du nicht entdeckt wirst?», fragte Miles. «Was ist, wenn kein Talentsucher an dir interessiert ist?»

Wir waren einen Moment still.

Wenn kein Talentscout auf mich aufmerksam würde, hätte ich schlechte Karten. Miles hatte wenigstens einen Schulabschluss, ich hatte nichts. Nicht einmal einen Hauch von Nichts.

«Wir müssen dieses Spiel gewinnen, Bruder. Wir müssen!», entgegnete ich fest.

Miles bestätigte mich, indem er einen Freiwurf versenkte.

Wenige Stunden später begann das grosse Spiel. Meine Augen durchstreiften das Publikum, meine Mutter war nicht da. Mein Blick streifte weiter, zu einem braunhaarigen Mädchen, sie war Cheerleaderin. Ich lief einen Moment rot an, als sie meinen Blick erwiderte, sah dann aber sofort weg. Das Spiel begann.

Der Anpfiff hörte sich an wie ein sauberer Schnitt durchs Trommelfell. Er verkündete den Zuschauern 80 Minuten voller Spannung. Ich spürte pures Adrenalin.

Schon in den ersten 15 Minuten des Spiels lag unsere Mannschaft deutlich hinten. Trotz ein paar guten Chancen konnten wir den Gegnern nicht das Wasser reichen. Nicht einmal der Freiwurf, den ich eigentlich hätte versenken müssen, war drin. Keine Ahnung, was mit mir los war. Vielleicht war es der Druck, vielleicht war ich auch einfach zu unkonzentriert. Ich warf Miles einen ängstlichen Blick zu. Mein Kopf war leer.



Der Schiedsrichter piff zur Halbzeit.

Unser Team lief lautlos zur Garderobe. Miles setzte sich neben mich, seine Hand auf meiner Schulter. Wir wechselten wiederum kein Wort. Wir warteten auf unseren Trainer, der uns die Hölle heiss machen würde. In dem Moment, als Coach Cornwell den Raum betrat, wusste ich nicht, wovor ich mehr Angst hatte: davor, aus seinen Worten die Enttäuschung und Wut über unsere Leistung herauszuhören, oder vor der zweiten Halbzeit, die meinen Puls rasen liess.

Die Rede vom Coach bekam ich gar nicht wirklich mit, ich dachte an ein Stipendium, an die Talentscouts, an das Cheerleader-Mädchen, ans Essen, ans Schlafen. An alles, nur nicht an die Worte von Cornwell.

«Und jetzt geht da raus und zeigt mir, dass ihr es drauf habt!», schrie der Coach. Dieser Satz vermittelte mir, dass die Rede zu Ende war und wir nun unser Spiel verlieren konnten.

Gemächlich machten wir uns auf den Weg Richtung Spielfeld, unsere Köpfe gesenkt.

Plötzlich hörte ich eine vertraute Stimme, die mich aus dem Publikum anfeuerte. In dem Moment, als die Stimme an mein Ohr drang, wusste ich, dass es sich um meine Mutter handelte. Sie war hier. Trotz Schicht.

Ein Lächeln breitete sich auf meinem Gesicht aus, Mut und Adrenalin durchströmten abermals meinen Körper. Dann der Anpiff.

Ich will ja nicht überheblich klingen, aber ich spielte so gut wie nie zuvor. Ich versenkte jeden Treffer, liess keinem Gegner eine Chance, an den Ball zu kommen, und spielte perfekt ab. Es gab nur mich und das Spiel, wir waren eins.

«Noch 18 Sekunden zu spielen!», rief der Schiedsrichter aus.

Es stand unentschieden.

Das gegnerische Team hatte Anspiel. Sie kamen gefährlich nah in die Nähe unseres Korbes, wurden jedoch von Miles aufgehalten, der einen weiten Pass zu mir spielte. «Noch 5 Sekunden», hörte ich eine Stimme in meinem Unter-

bewusstsein. Ich trickste den gegnerischen Spieler vor mir aus und warf. Der Moment, in dem der Ball über all unsere Köpfe flog, stahl uns den Atem. Wir alle hofften, im Publikum standen die Zuschauer auf.

Der Ball ging daneben.

Ich sank auf meine Knie und wartete, bis mich der Tod holte.

Stattdessen berührte mich eine Hand an meiner Schulter, und ich hörte eine fremde Stimme: «Lucas Miller?»

Ich wollte mich nicht umdrehen, wollte nicht wissen, wer mich jetzt wegen dem entscheidenden Korb auslachen wollte.

«Mr. Miller, Sie haben fantastisch gespielt», tönte die fremde Stimme erneut.

Ich stand auf und schaute verwundert in das Gesicht eines kleinen, molligen Mannes. Dem Mann wurde klar, dass ich keine Ahnung hatte, wer er war. Mehr aus Gewohnheit als aus Höflichkeit, stellte er sich vor: «Mein Name ist Karl Walsh, Leiter der JD Walsh Basketballschule. Wir würden uns sehr freuen, Sie bei uns auf der Schule begrüßen zu dürfen.»

Ich sagte einen Moment lang nichts, konnte nicht fassen, dass das wirklich passierte.

Mein Coach und meine Mutter stellten sich unterstützend neben mich und begrüßten Mr. Walsh, was mir ein wenig Zeit zum Nachdenken gab. Ich musste nicht darüber nachdenken, ob ich da hin wollte. Ich musste nur kurz realisieren, dass ich einmal Glück hatte.

«Mr. Walsh, es wäre mir eine Freude», entgegnete ich.

«Setzen wir uns einen Moment in mein Büro», steuerte mein Coach bei und warf mir ein viel versprechendes Lächeln zu.

Genau genommen, ging es nicht um das Basketballturnier, das an jenem Tag stattfand. Es ging nicht um die Talentsucher, die mir einen geringen Lichtblick verschaffen konnten,

und es ging auch nicht um Megan, das Cheerleader-Mädchen in der obersten Reihe der Tribüne.

Es ging vielmehr darum, was ich an diesem Tag erkannt habe.

Das Leben besteht nicht aus den Momenten, in denen wir atmen, es besteht aus den Momenten, die uns den Atem rauben.

Gabi Schwarz, 1992

## Federleicht



Heute zeigt die Waage nur noch 48,5 Kilogramm an. Ich bin in Hochstimmung und habe das Gefühl, mit noch weniger Essen auskommen zu können, wenn ich mich anstrenge. Schon 10 Kilos habe ich in den letzten drei Monaten abgenommen. Noch 3,5 Kilogramm weniger, und ich bin bestimmt leichter als sie, und dann wird er endlich wieder mit mir zusammen sein wollen. Dann wird alles gut, und ich werde auch wieder essen dürfen, so viel und was ich will. Aber eigentlich wäre das ja schade, da ich mich jetzt so gut im Griff habe.

Fünf Monate ist es nun her, seit ich Kevin kennengelernt habe. Er war es, der sich um mich bemüht hatte. Wir hatten es so schön miteinander. Doch dann traf er sie, die so viel dünner ist als ich. Er meldete sich nicht mehr bei mir, reagierte nur hin und wieder auf meine SMS, und von einer Freundin erfuhr ich, dass er seine ganze Zeit mit ihr verbrachte. Kurze Zeit später wurden sie ein Paar, und für mich brach eine Welt zusammen. Ich hatte keine Lust mehr auf irgendetwas und fing an, immer weniger zu essen.

Es gefällt mir sehr, mich so unter Kontrolle zu haben, und es macht mich auch stolz, dass ich nicht die ganze Zeit am Essen bin wie meine Klassenkameraden und viele andere Leute. Wenn jemand einen Bissen von seinem Pausenbrot nimmt, freut mich das insgeheim: «Diese Person ist viel dicker als ich! Sie lässt sich einfach gehen und muss in der Pause essen.»

Viele von meiner Klasse merken jedoch gar nicht, dass ich mein Essverhalten verändert habe. Ich ass schon früher nie etwas in der Pause, und auch wenn ich von jemandem etwas angeboten bekam, griff ich selten zu. Dass nicht alle sehen, dass ich am Abnehmen bin, macht mich wütend und spornt mich sogar noch an. Ich will, dass ich in den Augen aller schlank und rank bin.

Meine Gedanken kreisen nur noch ums Nicht-Essen. Jeden Tag gehe ich etwa eine Stunde joggen und mache zusätz-

lich Rumpfbeugen. Gestern bin ich fast zusammengebrochen, ich musste mich hinsetzen und konnte fast eine halbe Stunde nicht mehr weiterlaufen. Ich rechnete mir sofort aus, wie viel mehr ich joggen musste, um trotzdem möglichst viele Kalorien zu verbrennen. Zum Glück sind es ja nur noch 3,5 Kilos zu viel, danach muss ich dann auch nicht mehr jeden Tag Sport machen.

Seit langem esse ich nur noch am Mittag. In der Schule bin ich noch besser geworden, da ich die meiste Zeit zu Hause verbringe und so immer lernen kann. Mit der Konzentration habe ich glücklicherweise keine Mühe.

Früher bin ich oft einkaufen gegangen, vor allem Kleider und Schuhe, aber im Moment lohnt es sich nicht, da ich meinen Körperumfang ja noch verringern muss. Dann kann ich mir auch wieder Anzihsachen kaufen. Auch meine Freundinnen treffe ich praktisch nie, da ich meistens einfach zu müde bin und keine Lust habe. Manchmal macht mich das ein bisschen traurig, aber das geht immer schnell vorüber, da ich mit meinen Gedanken sowieso woanders bin.

Wenn ich von der Schule nach Hause komme, freue ich mich bereits aufs Schlafengehen, da es dann nicht mehr so lange dauert bis zum Mittagessen. Ich rechne mir immer genau aus, wie viele Stunden und Minuten ich noch wach verbringen muss, bis ich einschlafen werde.

Eigentlich möchte ich am liebsten gar nichts mehr essen, vielleicht schaffe ich das irgendwann. Es ist schon erstaunlich, wie oft ich ans Essen oder Hungern denke. Einfach nichts mehr zu essen geht leider nicht, da ich dann den ganzen Tag nur noch im Bett liegen könnte. Andererseits würde mir das die endlosen Diskussionen mit meiner Mutter über meine «ungenügende Nahrungsaufnahme» ersparen. Aber zum Glück muss ich ja noch zur Schule gehen, und dort kreisen meine Gedanken fast nie darum, Kalorien einzusparen. Ich höre den Lehrern zu und löse Aufgaben, bin mit meinen Gedanken beim Schulstoff. In den Tests liefere ich regelmässig gute Noten ab.

Kürzlich musste ich in die Stadt, um mir einen neuen Föhn zu kaufen. Beim Verlassen des Geschäfts bemerkte ich gegenüber einen Stand, an dem frische Backwaren angeboten wurden. Als ich diesen Duft roch, musste ich mich erst einmal auf eine Bank setzen. Ich musste richtig mit mir kämpfen, um nicht schwach zu werden und eine frisch gebackene Waffel zu kaufen. Es dauerte tatsächlich eine ganze Viertelstunde, bis ich es schaffte, mich vom Verkaufsstand zu entfernen. Danach lief ich den ganzen Heimweg zu Fuss, statt mit dem Bus zu fahren. Meine Mutter war irritiert, weil ich erst nach vier Stunden wieder zu Hause war. Natürlich hätte ich etwas schneller laufen können, aber die Plastiktüte mit dem Föhn war so schwer, dass ich sie abwechselnd links und rechts tragen und zweimal sogar absetzen musste.

Wenn ich mich im Spiegel sehe, bemerke ich immer noch Körperstellen mit enorm viel Fett. So ist zum Beispiel mein Bauch noch viel zu dick, ich halte es fast nicht aus, ihn zu betrachten. Es hilft mir nicht, von meiner Schwester und meiner Mutter zu hören, ich sei zu dünn geworden. Ich vermute nämlich, dass sie mich davon abhalten wollen, endlich schlank zu werden. Sie möchten, dass ich so unförmig bleibe wie sie selber. Ich weiss ganz genau, dass meine Beine und mein Bauch immer noch abstossend dick sind.

Hoffentlich werde ich bald nur noch 45 Kilogramm wiegen. Sobald ich dieses Ziel erreicht habe, kann ich es mit dem Abnehmen ein bisschen langsamer angehen lassen. Vielleicht möchte ich dann sogar noch ein paar Kilos weniger wiegen, bis ich wieder unter die Leute gehe und mich Kevin rank und schlank zeige. Bis es so weit ist, ziehe ich mich lieber etwas zurück, damit ich mir nicht immer Kommentare von anderen Leuten anhören muss. Wahrscheinlich werde ich mit etwa vierzig Kilogramm – eventuell auch mit noch ein bisschen weniger Gewicht – ganz befreit von störenden Fettpolstern sein. Bis dahin werde ich es auch geschafft haben, ohne Kevin auszukommen.



Roman Sigrist, 1993  
**Normal – normal**



Ich kann nicht mehr klar denken. Seit einiger Zeit geschieht etwas mit mir. Ich träume Unbekanntes, sehne mich nach Anderem, als andere das üblicherweise tun und erkenne mich selbst nicht mehr.

Normalerweise könnte ich sagen: «Ruhig, Robin, schlaf darüber, morgen ist alles wieder in Ordnung.»

Doch was momentan abläuft, ist nicht normal – oder etwa doch? Ich kann es nicht sagen, es ist mir fremd.

Ich bin 16 und gehe in die 11. Klasse. Ich habe viele Freunde, und für die bin ich der Grösste und Coolste. Dennoch, anvertrauen konnte ich mich bislang keinem meiner Freunde. Weshalb auch? Die würden das nicht verstehen, darum geht es sie nichts an. Deswegen überspiele ich es einfach und mach weiter wie bisher. Dann merkt das niemand.

Die Zeit vergeht, doch an meiner Situation hat sich nichts geändert, es ist nur schlimmer geworden. Ich bin nicht mehr ich selbst, ich überspiele mich zu sehr und gehe damit den anderen auf die Nerven. Doch sie würden es nicht verstehen, da bin ich mir sicher.

In der Zwischenzeit weiss ich, was in mir vorgeht, aber ich möchte es nicht wahrhaben.

Die Gesellschaft sei nicht mehr so streng, heisst es. Trotzdem ist Diskriminierung immer noch ein grosses Thema. Dass ausgerechnet ich mich jemals damit würde befassen müssen, hätte ich nie gedacht. Aber was soll ich machen, mich beschäftigt das alles sehr. Ob ich Hilfe bräuchte, frage ich mich immer öfter, oder ob jemand mir das austreiben könnte? So habe ich mir meine Zukunft nicht vorgestellt.

Meine Mutter würde mich verstehen und mir helfen, mein Vater auch, denke ich. Doch meinen zwei älteren Brüdern würde ich dies niemals sagen können. Sie sind zu abschätzig gegenüber dem, was in mir vorgeht. Meiner Mutter kann ich es aus Scham noch nicht sagen. Deshalb wende ich mich an eine gute Freundin. Ich muss mit jemandem darüber sprechen, da mich das Ganze von innen auffrisst.

Wenn man jeden Tag daran denkt, jeden Tag Angst hat, dass jemand es doch ahnt. Das kann einen psychisch oder auch physisch fertig machen.

Meine Freundin ist erstaunt und fragt mich, ob ich mir denn sicher sei. Ich bin mir mehr oder weniger sicher. Sie nimmt mich in den Arm und sagt, dass dies überhaupt kein Problem sei, und es scheint fast so, als würde sie sich eher für mich freuen. Ich erzähle ihr alles darüber, und das erste Mal seit langem kann ich mich öffnen, mich selbst sein und mich gut fühlen. Ich bin frei!

Party bei Nikki ist angesagt. Ich sage meiner Mutter, dass ich zu der Party gehe und dann auch bei Nikki übernachten werde. Ich rechne damit, dass sie ja sagt, doch dem ist nicht so. Sie sagt, sie fände das keine gute Idee mit der Übernachtung, da ich in einem Alter sei, in dem man Sachen ausprobieren. Da springt es plötzlich aus mir raus, und ich sage, dass sie sich keine Sorgen machen müsse, da ich nicht mal daran denke, aufgrund meiner Angelegenheit. Schweigen.

Ich will nur noch in mein Zimmer, doch sie sagt, das sei eine ernste Sache und sie wolle mit mir darüber sprechen. Ich sitze da und traue mich nicht, etwas zu sagen. Ich schäme mich so.

Zwar finde ich, dass meine Mutter etwas übertreibt mit der ganzen Szene, aber – so habe ich das Gefühl – sie möchte mir jede Freiheit lassen und will wie immer nur das Beste für mich.

Am nächsten Tag in der Schule. Die Party bei Nikki hatte ohne mich stattgefunden. Über Facebook habe ich erfahren, dass eine Klassenkameradin von mir auf der Party gewesen war, und eine Bemerkung in ihrer Statuszeile liess darauf schliessen, dass sie weiss, was mit mir vorgeht. Noch kurz vor der Schule schreibe ich ihr, dass ihre Vermutung stimme, sie es aber bitte nicht weiter erzählen solle. Ich habe ein mulmiges Gefühl. Doch im Korridor kommt sie auf mich zu und umarmt mich. Sie sagt, sie sei froh, dass ich dazu

stehe. Sie hatte meine Überspielerei schon länger satt, deswegen ging sie mir auch aus dem Weg. Sie erzählt mir, dass jemand schon davon wisse, und dieser Jemand habe es auch schon ein paar wenigen von der Klasse weitererzählt. Es gibt kein Zurück.

Eine Woche später weiss es die ganze Klasse. Alle kommen damit super klar, vor allem die Mädchen, aber auch die Jungs.

Eine schlimme Erfahrung habe ich nur einmal gemacht, diese liess sich indirekt auf einen Freund zurückführen. Ein Kamerad von ihm hatte mich angerufen und sich über mich lustig gemacht, indem er sich als eine andere Person ausgab, die etwas von mir wollte. Damals fragte ich mich, woher er meine Nummer hatte und meine Angelegenheit kannte. Für mich gab es nur noch die Vermutung, dass mein Freund ihm und anderen alles erzählt hatte. Das bestätigte sich dann auch. Doch dies ist jetzt auch vergessen.

Für mich ist klar, dass es jetzt definitiv so ist und bleibt. Im Unterschied zu vorher, fühle ich mich nicht mehr unwohl. Dennoch fühle ich mich immer noch nicht vollends frei.

Wenige Tage später feiert mein Bruder seinen 18. Geburtstag. Es wird gefeiert und getrunken. Plötzlich kommt mein anderer Bruder, der älteste, auf mich zu und sagt mir, er habe das schon lange bemerkt, aber das sei kein Problem für ihn. Ich sei schliesslich sein Bruder, und er liebe mich wie ich bin. Er entschuldigt sich sogar für seine Bemerkungen, die er manchmal abgegeben hatte. Er wusste damals ja nicht, dass er indirekt auch mich damit treffen würde. Am nächsten Morgen kommt sogar mein anderer Bruder in mein Zimmer und erklärt mir, dass er und auch seine Freunde hinter mir stehen. Von ihm habe ich dies am wenigsten erwartet. Ich bin so erleichtert und so glücklich, dass ich Tränen in den Augen habe.

Heute habe auch ich mich akzeptiert, denn viele andere tun das auch. Ich erhalte von vielen grosse Unterstützung, und trotzdem ist es nicht immer einfach, damit umzugehen. Ich kann mir nicht vorstellen, durch die Stadt zu gehen und es auffällig zu betonen, mit Kleidern oder gar einer anderen Person neben mir. Die Gesellschaft ist einfach noch nicht so weit.

Zwar habe ich meine Freiheit und meine freie Meinung, doch man ist vom Gefühl her immer in einem Käfig. Von aussen wird man als komisch oder anormal beschimpft und man wird abschätzend betrachtet. Ich persönlich weiss, wie schwer es ist. Es geht kein Tag vorbei, an dem ich nicht daran denke. Mit der Angst gelebt haben zu müssen, für etwas verstossen zu werden, was grundlegend normal ist, hat mich geprägt. 490 Millionen andere Menschen sind auch davon betroffen. In anderen Ländern wird man heute noch dafür erschossen, totgeprügelt oder öffentlich hingerichtet. Es sei eine Sünde – was alles rechtfertigt, so wie es aussieht. Doch an alle, die an Gott glauben: Warum sollte er Geschöpfe wie uns auf die Erde setzen, gar erschaffen, wenn das doch verboten ist? Will er uns damit bestrafen oder den Menschen etwas Bedeutendes zeigen?

Ich konnte auf meinem Weg bis hierher nicht immer klar denken. Man schaut tiefer in sich hinein und befasst sich mit verschiedenen Gedanken. Auch Selbstmord war ein Thema. An meinem Beispiel kann man sehen, wie gross der Druck der Gesellschaft auf einem lastet und wie man leiden kann. Ich habe noch Glück, und zwar in dem Sinne, dass meine Familie, meine Freunde und andere hinter mir stehen. Dennoch, man ist immer noch eingeschränkt, was in der heutigen Zeit kaum zu glauben ist.

Denkt an die nächste Generation, denkt an eure baldigen Kinder. Wie würdet ihr euch verhalten, wenn euer eigenes Kind davon betroffen wäre? Es gibt keinen Grund, zu denken, man habe was falsch gemacht. Es braucht Zeit, sich zu finden.

Ich bin stolz auf mich. Ich kann sagen: «Robin, du hast ein schönes Leben!»

Warum sollte ich mich deswegen unterkriegen lassen? Den schwersten Schritt hab ich hinter mir. Ich kann wieder klar denken und lasse es zu. Ich kann mich jetzt auf andere Sachen konzentrieren, wie Freunde, Schule und so weiter. Ich kann mich selbst sein. Und das möchte ja im Innersten jeder.